

Kim Mehmeti

DAS HAUS AM ENDE DES DORFES

Eine hohe Mauer und Wiesen umgaben das Haus am Ende des Dorfes. Das Hoftor war schon seit vielen Jahren mit einer rostigen Kette verschlossen. Nur die Eidechsen krochen durch die Löcher in der Mauer oder die Ritzen zwischen den Torbohlen und gaben sich im Hof des Hauses ein Stelldichein, das schon lange verlassen war und bei den Einwohnern als verwünscht galt. Eigentlich sahen alle das Haus, und zwar mehrmals täglich, wenn sie die Straße hinauf- und hinuntergingen, aber sie taten so, als bemerkten sie es gar nicht. Gott allein weiß, warum niemand zu den der Sklaverei des Schweigens verfallenen Mauern und dem schiefen Dach hinüberschaute, auf dem noch nicht einmal die Adler eine Pause einlegten, weil sie keine Lust hatten, auf dem längst erkalteten Schornstein ihre Zeit zu vergeuden. Vor diesem hohen Tor spielten auch keine Kinder, wie dies vor den anderen Haustoren im Dorf gewöhnlich der Fall war. Das Schweigen war der alleinige Herrscher über das Haus, in das schon seit Jahren kein Mensch mehr seinen Fuß gesetzt hatte. Zeuge dafür war das vor der Pforte wuchernde Gras, das mit seinem schweigenden Grün augenfällig bewies, dass dieses Haus seit Ewigkeiten keine Gäste mehr beherbergt hatte, ja dass hier schon lange überhaupt kein Mensch mehr aus und ein gegangen war. Schon seit ein paar Jahren diskutierte man im Dorf darüber, ob es nicht besser sei, das Haus ganz abzureißen, zumal die Zahl jener wuchs, die meinten, es sei sowieso nur noch ein einziges großes Schlangennest und eine Heimstatt für Gespenster. Viele im Dorf beschwerten sich schon darüber, dass, wenn man sich einmal verspätete und erst nach Mitternacht ins Dorf zurückkehrte, im Inneren des Hauses die Schreie einer Frau zu hören seien und jemand einen mit Steinen bewerfe. Als vor ein paar Jahren der taubstumme Dalin, der einzige Sohn der alten Salushe, plötzlich aus dem Dorf verschwunden war, hatten manche Stein und Bein darauf geschworen, beim Haus am Ende des Dorfes seien seine Schreie zu hören gewesen seien, und sie behaupteten gar, er habe ihnen vom Dach des Hauses aus zugerufen: "Geht fort aus diesem Dorf, denn alle Häuser wird das Gras überwuchern, wenn sie nicht schon vorher vom Feuer verschlungen werden!", was insofern unmöglich war, als sich dazu bei Dalin auf einmal die Fähigkeit zu sprechen und zu hören hätte eingestellt haben müssen. Keiner wagte indessen, das Tor zu öffnen und drinnen sich selbst und danach die anderen vom Wahrheitsgehalt dieser Behauptungen zu überzeugen, obwohl die meisten nur den Kopf schüttelten, wenn einige darauf beharrten, Dalin sei in das verwünschte Haus nicht durch die Türe gelangt (was auch leicht zu widerlegen gewesen

wäre, weil diese nicht aufgebrochen worden war), sondern über die Äste eines hohen Maulbeerbaums, der sich nach Norden hin an der Mauer erhob. Die Geschichte mit Dalin geriet im Dorf rasch in Vergesseneheit, und auch, was seine Mutter Salushe einige Monate nach dem Verschwinden ihres Sohnes einer Nachbarin erzählt hatte. An einem Freitagnachmittag, als die Männer gerade aus der Moschee zurückgekommen seien, habe sie nämlich klar und deutlich die Stimme ihres Sohnes vernommen, der "fast genau dort stand, wo du jetzt stehst, und zu mir sagte: O Mutter, ich kann meine Ruhe nicht finden, bevor man nicht den Leichnam der Zigeunerin Naze aus dem Brunnen geholt hat, der dort drunten nicht verweset und zerfällt, sondern mich verdrießt mit seinen Augen, die weit aufgerissenen in den Himmel starren!" Dies erzählte Salushe ihrer Nachbarin, und beide erinnerten sich an die Zigeunerin Naze, die jahrelang jeden Dienstag ins Dorf gekommen war, um den Kindern Süßigkeiten und den jungen Frauen des Dorfes Flitterzeug und Schminke zu verkaufen, mit der sie ihren Teint aufhellten und Falten abdeckten. Zum letzten Mal hatte sie sich im Frühling vor einem Jahr im Dorf blicken lassen, war dann aber wie vom Erdboden verschluckt gewesen. An dem betreffenden Dienstag hatte Naze gute Geschäfte gemacht, und am späten Nachmittag war ihre ursprünglich bunt gefüllter Korb leer gewesen. Für viele Frauen legte sie die Karten, und den jungen Mädchen sagte sie voraus, was sie in Bezug aufs Heiraten erwartete, bevor sie dann gegen Abend bei Salushe einkehrte, die mit ihrem Sohn auf der Veranda saß. Nachdem man sich begrüßt hatte, reichte Salushe der Zigeunerin ein Stück warmen Fladenbrots und lud sie ein, sich niederzulassen und ein wenig auszuruhen. Damit keiner sagen konnte, sie hätte sich ihr Essen nicht verdient, nahm Naze die Hand des taubstummen Dalin und begann ihm daraus seine Zukunft zu lesen. Oder besser gesagt, sie trug Dalins Mutter vor, was ihn in seinem künftigen Leben erwartete, denn schließlich konnte der Arme nicht hören und verstehen, was die Zigeunerin sagte. Schon von Geburt war er ja daran gehindert, sich anzuhören und in der Welt zu verbreiten, was die Leute an Närrischem daherredeten. Naze war also dabei, Dalins Zukunft vorherzusagen, als sie sich auf einmal fast an einem Stück Fladenbrot verschluckte. Vergeblich drängte Salushe darauf, zu erfahren, warum sie so plötzlich erstarrte und rasch Dalins Hand losließ. Obwohl sichtlich bestürzt, gab Naze nur kurz zurück: "Der plötzliche Einbruch der Dunkelheit hat mich erschreckt, Schwester! Ich Arme muss ja noch den ganzen Weg in die Stadt zurück!" Diese Erklärung befreite Salushe nicht von dem dicken Kloß, der sich in ihrer Kehle gebildet hatte und sie am Atmen hinderte. Doch sank die Nacht tatsächlich auf das Dorf herab, und Hundegebell löste allmählich das Geschrei der Kinder ab. "Nun gut, Naze, wie du willst. Dalin wird dich bis an den Rand des Dorfes begleiten", schlug sie der Zigeunerin vor, als sie schon auf dem Weg zum Hoftor waren, und sie bedeutete Dalin durch ein Zeichen, sich den Mantel anzuzie-

hen und Naze aus dem Dorf zu eskortieren, damit sie vor den Hunden und den Steinen der unartigen Kindern sicher sei. Dalin schritt voran, und Naze trottete hinter ihm her, wobei sie ihren Schurz kontrollierte, in dem sie die Geschenke der Frauen des Dorfes und das eingenommene Geld verstaut hatte. Die Eier trug sie im Korb. In diesem lag auch das Kopftuch der Tochter des Hodscha, welches sie auf deren Bitte in der Stadt dem Mufti übergeben sollte, als Entgelt für die Koransuren, die er ihr im Monat vorher als Amulett aufgeschrieben hatte, als zu ihrem maßlosen Entsetzen die regelmäßigen Monatsblutungen ausgeblieben waren, ohne dass ihr ein ernster Grund für diese Unpünktlichkeit eingefallen wäre. Während Dalin, die Axt im Gürtel, voranschritt, steckte die Zigeunerin rasch das in ein Taschentuch eingebundene Geld in ihren Ausschnitt unter dem Tuch, denn alles Wertvolle pflegte sie zwischen ihren üppigen Brüsten zu bergen. Als sie den Busen gerade wieder verhüllen wollte, wandte Dalin, der feststellen wollte, ob seine Weggefährtin überhaupt noch hinter ihm war, sich um und erhaschte dabei einen Blick auf die prallen Dinger. Naze lächelte so süß wie verlegen und murmelte etwas, das für den Taubstummen, der sie begleitete, indessen ohne jede Bedeutung war. Keiner weiß, was in dieser Nacht geschah, sicher ist nur, dass Naze sich nie wieder im Dorf blicken ließ. Nach ein paar Tagen statteten ein paar Polizisten aus der Stadt dem Dorf einen Besuch ab. Sie mühten sich ab, aus Dalin etwas herauszubekommen, der aber bloß mit hängenden Armen dastand und sie aus großen Augen anstarrte, aber nichts zu berichten wusste. Sie umkreisten auch ein paar Mal das Haus am Ende des Dorfes und musterten besonders die Äste des Maulbeerbaums, der sich nördlich der Hofmauer erhob, um dann jedoch unverrichteter Dinge und ohne jemand über den Zweck des Besuches aufzuklären wieder in Richtung Stadt abzuziehen. Von diesem Tag ab zeigte sich der Taubstumme nur noch selten auf den Straßen des Dorfes. Seine Mutter bestellte beim Hodscha des Dorfes eine ganze Reihe von vor Unheil bewahrenden Amuletten für ihn, weil sie davon überzeugt war, dass ihn etwas aus der Fassung geworfen hatte und er er des Nachts von Albträumen gequält wurde, ohne dass der Arme, so wie ihn Gott geschaffen hatte, einen Schrei ausstoßen oder nach seiner Mutter rufen konnte, die im Nebenraum schlief, weil es sich weiß Gott nicht geschickt hätte, mit einem Sohn im gleichen Zimmer zu schlafen, der die Zwanzig schon vor ein paar Jahren überschritten hatte. Dalin wurde zunehmend verschlossener und mied über die Stille hinaus, zu der er seit seiner Geburt verurteilt war, nun auch noch die Leute. Selbst seiner Mutter lächelte er nicht mehr zu wie früher, sondern lief nur mit gesenktem Kopf im Hof auf und ab. "Was für ein Kummer mag dich bloß quälen, mein Sohn", murmelte Salushe besorgt, während sie dem Jungen zusah, der immer wieder beim Brunnen in der Mitte des Hofes stehen blieb und mit den Händen fuchtelte, als wolle er sich gegen etwas Unsichtbares, aber gleichwohl Gegenwärtiges zur Wehr setzen, das ihn auf Schritt und

Tritt verfolgte und zu aufzufressen trachtete. "Den, der dich mit seinem bösen Zauber verhext hat, möge der Herr bestrafen", seufzte Salushe kummervoll, und sie rannte von Dorf zu Dorf und von Hodscha zu Hodscha, aber nichts wollte bei ihrem Sohn anschlagen. Nicht nur, dass die vielen Amulette bei Dalin nicht wirkten, er fing schließlich auch noch an, sich im Zimmer zu verkriechen und das Essen zu verweigern, und nicht einmal die Schwalben, die auf den Pfeilern der Veranda ihre Nester bauten, machten ihm noch Freude. Ein paar Monate später verschwand Dalin dann einfach ganz aus dem Dorf, und außer seiner Mutter Salushe nahm keiner mehr den Namen des einstigen Taubstummen in den Mund, der den Bauern im Herbst immer geholfen hatte, im Wald Holz zu holen, und im Frühjahr bei der Feldarbeit. Allerdings schaute Salushe, wenn sie an dem Haus am Ende des Dorfes vorbeikam, oft zu dem mit einer schweren Kette und einem großen Schloss gesicherten Tor hinüber. Etwas zog sie hinein, eine lautlose Stimme, die aus dem Schweigen der hohen Umfassungsmauer entsprang, forderte sie zum Eintreten auf, doch sie setzte ihren Nachhauseweg fort, gebeugt von der Last der Jahre und der Trauer um den Sohn, der so spurlos verschwunden war, als habe die Erde sich geöffnet und ihn verschluckt.

Niemand im Dorf erwähnte die einstigen Bewohnern des längst verlassenen Hauses mit dem nun schadhafte Dach, und hätte jemand nach der verwaisten Heimstatt gefragt, man hätte ihn nur komisch angeschaut, als wolle man sagen: "Hast du denn nichts Wichtigeres im Kopf als das verwünschte Haus?!" Tatsächlich stellte man im Flecken schon lange keine solchen Fragen mehr, und keiner sprach je von dem Haus am Ende des Dorfes. Wer sich bemüßigt fühlte, etwas mitzuteilen, das ihm beim Vorübergehen aufgefallen war, begann mit den Worten: "Gestern Abend, als ich dort drüben vorbeikam ..." Alle wussten, was "dort drüben" bedeutete, deshalb verlief die ganze Unterhaltung ohne jede Erwähnung des betreffenden Gebäudes. Wer weiß, wie lange das jahrelange Schweigen um das eindeutig vorhandene, aber von allen tunlichst übersehene Haus am Ende des Dorfes noch angehalten hätte, womöglich noch viele weitere Jahre, wenn nicht eines Tages die Dorfbewohner von der erschreckenden Nachricht aufgerüttelt worden wären, dass das Hoftor des Hauses am Ende des Dorfes sperrangelweit offen stehe. Wie? Was? Wer? Die Fragen schwirrten unter den auf dem Hof der Moschee versammelten Dorfbewohner umher, ohne dass einer es gewagt hätte, an Ort und Stelle nachzusehen. "Vielleicht sind die Besitzer zurückgekommen", mutmaßten mit unsicherer Stimme die Jüngeren, die um die Vergangenheit des Hauses nicht Bescheid wussten. Diese Vergangenheit war mit Blut besudelt, mit verzweifelte Schreien belastet und mit Gram besiegelt. Die Greise wussten um diese Vergangenheit, doch keiner sprach davon, denn sie gereichte allen zur Schande. In diesen Räumen waren der Stolz und die Ehre des Dorfes für immer befleckt worden, und zwar in einer lange, das heißt

viele Jahrzehnte zurückliegenden Nacht. Damals waren einige bewaffnete Fremde im Dorf aufgetaucht, wie das in dieser Gegend nicht selten geschah. Sie trieben die Dorfbewohner an der Stelle zusammen, an dem sie immer zusammengetrieben wurden, wenn es zu entscheiden galt, wer erschossen wurde und wer am Leben bleiben durfte, um die Nachricht zu verbreiten, damit sich auch von den anderen niemand gegen den Staat erhob. Frauen und Männer wurden zusammengetrieben, Kinder und Greise, und man stellte ihnen ein paar so banale wie furchtbare Fragen. "Liebt ihr die Obrigkeit?", fragte der Anführer dieses Haufens bewaffneter Bengel in einer Sprache, die nur wenige der Dorfbewohner verstanden. "Ja!", jauchzten alle, denn sie wussten, dass jede andere Antwort sie um Kopf und Kragen gebracht hätte. "Was glaubt ihr, was die jungen Männer hier bei mir wollen?", fragte der Anführer weiter und wies mit dem Finger auf die jugendlichen Soldaten, die mit dem Gewehr im Anschlag neben ihm standen. Die Dorfbewohner versanken in ein bedrücktes Schweigen, das sogar die Eidechsen erstarren ließ, die aus den Mauerlöchern der Moschee gekrochen waren. "He, warum sagt ihr nichts?", fragte der Anführer weiter und lachte. Schweigen! "Du, Hodscha, sage mir, was wollen diese jungen Burschen?", wandte er sich an den Hodscha, der schweigend und mit gesenktem Kopf in der vordersten Reihe stand. "Bitte, bedränge mich nicht", stammelte der Hodscha, ohne aufzuschauen, "woher soll ich es auch wissen?" "Hast du wirklich keine Ahnung?", fragte der Anführer in scherzhaftem Ton. "Dann werde ich es euch sagen. Diese jungen Burschen wollen junge Mädchen! Oder stimmt das etwa nicht?" Er blickte auf die schreckensstumme Menge. Ein ersticktes "Ja" war zu hören. "Wenn dies so ist, und wenn ihr die Obrigkeit liebt, dann sucht uns fünf schöne junge Mädchen aus, damit wir die Nacht mit ihnen verbringen können!", verkündete der Anführer schroff. Das Schweigen wurde noch tiefer. Die Leute wagten kaum zu atmen. Die rotwangigen Mädchen des Dorfes vergruben die Gesichter tief in den großen Kopftüchern, die sie sich umgebunden hatten. "Ich hätte da einen Vorschlag", erklang plötzlich gut vernehmbar eine helle Stimme. Alle schauten auf den Kuhhirten des Dorfes, der aus den hinteren Reihen der versammelten Dorfbewohner hervorgetreten war. "Los, sprich!", herrschte ihn der Anführer mit stolzer Miene an. "Am besten, ihr schafft eure Frauen zu uns ins Dorf, damit sie die Beine für uns breit machen, denn jeder weiß, dass wir uns auf dieses Geschäft verstehen. Bloß, dass Frauen, die einmal Bekanntschaft mit unserer Männlichkeit geschlossen haben, Kerle wie euch nicht mehr ertragen!" Ein Schweigen trat ein, schrecklicher als alles zuvor, und das Gesicht des Anführers lief so rot an wie die Wangen der Gattin des Kuhhirten Nef. Fest drückte sie ihre drei Töchter an sich, die schon seit geraumer Zeit im mannbaren Alter waren. Ein jäher Aufschrei folgte: "Was hast du da gesagt?!" Gefolgt von seinen vier Begleitern bahnte sich der Anführer seinen Weg durch die Menge zu dem Kuhhirten, der ihm geradewegs in die

Augen schaute. Als er Nefs Frau und die Mädchen sah, blieb er stehen. "Stopp!", sagte er zu seinen Begleitern. " Wir verbringen die Nacht bei diesem furchtlosen Recken und feiern mit ihm seinen stolzen Auftritt vor dem Dorf". Dann schickte er die Bauern nach Hause. Auch Nef machte sich mit seiner Frau und den Töchtern auf den Heimweg. Ein schwerer Knoten in seiner Brust nahm ihm fast den Atem. Im Dorf war er für das Hüten der Kühe zuständig, denn ein gelähmter linker Arm machte ihn für andere Arbeiten untauglich. Dazu kam, dass ihm der Herr einen Sohn verweigert, dafür aber drei entzückende Töchter geschenkt hatte, hinter denen die ganze männliche Jugend des Dorfes her war. Wie gesagt, es machte sich also auch Nef zu seinem Haus am Ende des Dorfes auf, wo er Tag für Tag auf die Kühe des Dorfes wartete, die er dann zum Weiden auf die Wiesen oder in die Hügel hinauf trieb, wobei er den ganzen Tag sich selbst und den Herrn dafür verfluchte, dass er ihn mit keinem Sohn gesegnet hatte, der ihn vor dem Spott der Dörfler und den Steinen der Kinder hätte beschützen können, die ihm jeden Abend nachliefen, wenn er die Kühe ins Dorf zurückbrachte. "Das hast du nun von deiner Dreistigkeit, du Unglücksrabe!", sagte seine Frau, als sie zum Haus kamen. "Wenigstens einer muss die ja Ehre dieses verdammten Fleckens verteidigen", murmelte er, und es rannen ihm ein paar Tränen die Wangen hinunter, nicht, weil er sich vor den fünf bewaffneten Fremden gefürchtet hätte, sondern weil keine einziger der Dorfbewohner ihm Begleitung angeboten hatte: sie liefen vor ihm weg, als sei er einer von denen da unten, aus der Stadt. "Hab keine Angst, ich bleibe bei dir. Irgendjemand muss die Mannesehre ja hochhalten, wenn es schon keine richtigen Männer mehr gibt!", sprach seine Frau und drückte ihn fest an sich, wie er es kaum einmal erlebt hatte, ja, eigentlich war es überhaupt das erste Mal, seit sie als Mann und Frau zusammenlebten. Dabei kümmerte es sie überhaupt nicht, dass die Mädchen zu Zeuginnen dieser wirklich ungewöhnlichen Szene wurden. Schweigend und schweren Herzens öffnete Nef das massive Hoftor, stieg die Stufen zur Veranda hinauf, und ehe er das Haus betrat, schaute er noch einmal die Töchter an: sie waren so schön wie frische Frühingsblumen, eine Lockung sogar für Leute, die gar nicht wussten, was Schönheit überhaupt bedeutet. "Liebt ihr mich?", wollte er von den Mädchen wissen, die ob dieser überraschenden Frage ganz die Fassung verloren. Statt zu antworten, brachen sie in Tränen aus und umarmten den Vater. "Dieses Dorf hat es nicht besser verdient, als dass ausgerechnet der Kuhhirt seine Ehre verteidigt", flüsterte er schluchzend. Sie nahmen Platz am runden Tisch, doch weder brachte die Gattin das Abendessen, noch sprach irgendwer ein Wort. Als die Sonne unterging, knarrte das Tor, die Treppe dröhnte von fremden Schritten, und fünf bewaffnete Mannsbilder drangen in das Zimmer ein. Dann waren für den Rest der Nacht nur noch Nefs schwere Seufzer, die Schreie seiner Töchter und die Klagerufe der Frau des Dorfhirten zu vernehmen. Doch weder diese schmerzvollen Schreie noch

Nefs furchtbares Klagen weckten die Dorfbewohner auf, die früher als sonst die Lampen in ihren Schlafkammern gelöscht und sich dem Schlaf ergeben hatten. Nur der Schlaf kann jene trösten, deren Gefährtin die Schande ist. Das trostlose Jammern und die entsetzlichen Schreie hörten auf, noch ehe die Sonne sich über den Horizont erhob. Am Morgen erwachten die Dörfler, doch keiner brachte es über sich, zu dem Haus am Ende des Dorfes zu gehen, und niemand ließ die Kühe hinaus, die sonst jeden Tag allein zu Nefs Haus trotteten, weil sie wussten, dass er der einzige war, der sich um sie kümmerte. Erst viel später, am Nachmittag, als man überzeugt war, dass die Fremden sich inzwischen fortgeschert hatten, machte sich der Hodscha des Dorfes in Begleitung einiger Männer auf den Weg zu Nefs Haus. Vergeblich riefen sie nach dem Hausherrn. Vergeblich öffneten sie die Türen aller Zimmer: Nef, seine Frau und ihre drei schönen Töchter verteidigten die Ehre des blutbefleckten Dorfes nun auf dem Grund des Brunnens. Alles, was den Dorfbewohnern an diesem Tag einfiel, war es, das Tor zum Haus mit einer dicken Kette und einem Vorhängeschloss fest zu verschließen. Sie redeten sich ein, damit erreicht zu haben, was sie wollten: nämlich ihre eigene Schande wegzuschließen. Nach dem Grund, weshalb das Haus für verflucht gehalten wurde, fragte bald keiner mehr. Eine geheimnisvolle, unerklärliche Kraft versiegelte allen den Mund, sodass nie mehr davon geredet wurde, was sich vor vielen Jahrzehnten in dem Haus am Ende des Dorfes abgespielt hatte. Nur wenige im Dorf wussten deshalb noch, warum keiner das seit Jahrzehnten verschlossene Tor zu öffnen wagte, um wenigstens seine Kühe in dem üppig mit Gras bewachsenen Hof weiden zu lassen. Wahrscheinlich hätte auch nie mehr ein Mensch das Anwesen betreten, wäre nicht eines Morgens das Hoftor des Hauses am Ende des Dorfes sperrangelweit offen gestanden. Nun konnte man der Konfrontation mit dem von Gras überwucherten Hof nicht mehr ausweichen: alle machten sich auf den Weg zu dem Haus am Ende des Dorfes. Der Hodscha war der erste, der die dichte Wiese betrat, die sich vom Tor bis zur Verandatreppe erstreckte. Keiner brauchte jedoch die steilen Stufen zur Veranda hinaufsteigen: kaum im Hof, sah man auch schon die die tränenüberströmte Salushe mit Dalins leblosem Leib auf dem Schoß dasitzen. Die Kleider des Verschiedenen waren tropfnass, und alle wunderten sich, dass Salushe es überhaupt geschafft hatte, den Leichnam aus dem tiefen Brunnen heraufzuholen. "Im Brunnen sind lauter Leichen, die an der Oberfläche schwimmen! Sie warten darauf, dass man sie endlich bestattet!" Der Hodscha trat an den Brunnen und schaute hinab. Unten schwammen Nefs Leiche, der Leichnam seiner Frau, die toten Leiber der drei schönen Töchter des Dorfhirten, und dazu auch noch der Leichnam der Zigeunerin Naze. "Los, wir wollen sie heraufholen!", sagte er zu den im Hof des Hauses am Ende des Dorfes versammelten Dorfbewohnern. So holten sie die entseelten Leiber der Verschiedenen aus dem Brunnen, die schon seit so vielen Jahre darauf warteten, von ihren

Dorfgenossen bestattet zu werden, wie es einem jeden Menschen zusteht, zusammen mit den Leichen von Naze und dem taubstummen Dalin. Noch am gleichen Nachmittag trugen die Dorfbewohner die Toten zum Friedhof und begruben ihre Schande. Das genügte ihnen als Anfang eines neuen Lebens, in dem sie ohne Angst an dem Haus am Ende des Dorfes vorbeigehen konnten.

Aus dem Albanischen von Joachim Röhm